

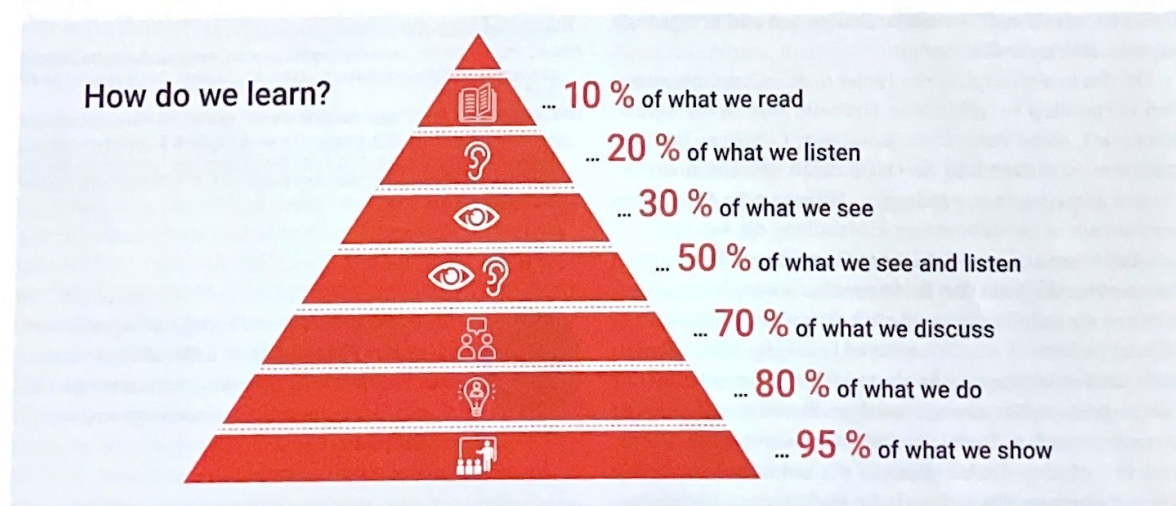
Verführerisch simpel: Der Mythos von den Lerntypen

STEFAN AUFENANGER

Es gibt wohl keine Fortbildung in Schule, Weiterbildung und beruflicher Bildung, in der nicht sogenannte Lerntypen vorgestellt werden. Meist werden dazu zwei unterschiedliche Konzepte genannt, die nicht aufeinander bezogen sind, aber unterstellen, dass mit ihnen das Lernen erfolgreicher sei. Das erste Konzept behauptet, es gebe einen visuellen, einen auditiven, einen kinästhetischen sowie einen textorientierten Typ. Der visuelle Lerntyp – so die Annahme – lernt am besten, wenn er das zu Lernende etwa in Form von Bildern, Videos oder Grafiken präsentiert bekommt. Der auditive Typ dagegen muss das Wissen hören, entweder in einem Vortrag oder durch einen Podcast. Objekte anfassen oder manipulieren zu können, erscheint für das Lernen des kinästhetischen Typs am geeignetsten. Und der textorientierte Lerntyp bevorzuge Wissen in gedruckter Form zum Lesen. Diese populärwissenschaftliche Sichtweise meint nun, dass jeder für sich entscheiden muss, welcher Lerntyp er oder sie sei. Die Präsentationsform sollte dem jeweiligen Lerntyp angepasst sein, damit dieser optimal lernen könne.

Dünne Argumentationsgrundlage ...

Aus wissenschaftlicher Sicht gibt es weder eine empirische Evidenz für diese Typen noch dafür, dass das erfolgreiche Lernen von diesen abhängig sei. Eine Vielzahl von Studien setzen sich mit diesen Annahmen auseinander und zeigen auf, dass kaum etwas Richtiges an diesen Unterstellungen dran ist. Kirschner (2017) hat dazu die vorliegende Forschung analysiert. Er kommt zu dem Schluss, dass die Annahme, es gäbe Lernende mit unterschiedlichen Lernstilen und unterschiedlichen Bedürfnissen an unterrichtliche Lehrmethoden, keine „bewiesene“ Tatsache ist – sie werde nur durch wenige wissenschaftliche Beweise gestützt. Auch sei die theoretische Grundlage für die angenommenen Wechselwirkungen zwischen Lernstilen und Lehrmethoden sehr dünn; signifikante empirische Belege für die Lernstilhypothese seien so gut wie nicht vorhanden. Für ein erfolgreiches Lernen seien eher die kognitiven Fähigkeiten der Lernenden bedeutsamer als ein gewisser Lerntyp.



© Grafik: Friedrich Verlag, nach Eric Dale

Forschungsmethodisch stellt sich auch die Frage, wie überhaupt ein Lerntyp festgestellt werden kann. Sehr häufig wird dazu eine Selbstzuschreibung verwendet (etwa: „Ich muss was lesen, um es zu verstehen“), die aber überhaupt nicht gültig sein muss. Lernstudien, die mit Lerntypen arbeiten, zeigen außerdem, dass diese Dichotomien – etwa „visuell“ versus „auditiv“ – sich nicht nachweisen, sondern sich eher graduell unterscheiden lassen. So hat ein entsprechender Test für Lerntypen fast 50 Variablen zur Bestimmung derselben, ist also viel differenzierter.

... und fragwürdige Modelle

Eine andere populäre Annahme in Kontext von Lerntypen ist die sogenannte „Erinnerungspyramide“. Dabei wird davon ausgegangen, dass wir 10 Prozent behalten von dem, was wir lesen, 20 Prozent von dem, was wir hören, 30 Prozent von dem, was wir sehen, 50 Prozent von dem, was wir sehen und hören, 70 Prozent von dem, was wir diskutieren, 80 Prozent von dem, was wir tun, und 95 Prozent von dem, was wir präsentieren.¹

Allein die einfache Kumulation von Sehen und Hören zu 50 Prozent machen deutlich, dass es sich hier um ein sehr simples Modell handelt. Auch hierzu gibt es keine empirische Evidenz. Vielmehr wird an diesem Beispiel deutlich, wie sich wissenschaftliche Mythen im Laufe der Jahrzehnte verbreiten, ohne dass deren Herkunft und Gültigkeit geklärt wurde. Alle haben voneinander abgeschrieben, ohne die Quelle zu prüfen. Das eigentliche Modell stammt von dem amerikanischen Forscher Eric Dale, der 1946 (!) ein Buch über audiovisuelle Techniken im Unterricht veröffentlicht hat.² Er entwickelte dort ein Modell von Erfahrungen, die von „konkret“ am Boden einer Pyramide zu „abstrakt“ im oberen Bereich reichen (vgl. Grafik). Dazwischen liegen Erfahrungsbereiche wie gezielte und erfundene Erlebnisse, dramatische Beteiligung, Vorführungen, Exkursionen, Ausstellungen, Filme, Radioaufnahmen, Standbilder, visuelle Symbole und verbale Symbole. In einer Überarbeitung seines Buches ergänzte Dale 1954 diese Liste um das Fernsehen und 1969 um die von Jerome Bruner 1966 eingeführte Lernmodi „aktiv, ikonisch und symbolisch“.

Dieses Modell hat lange Zeit die Debatte über das Lernen mit Medien vor allem in Schulen und der Ausbildung von Pädagog:innen bestimmt. Dale selbst hat sein Modell überhaupt nicht als strikt hierarchisch verstanden, sondern als mit flexiblen Übergängen versehen. Es war mehr ein deskriptives als ein normatives Modell. Trotzdem wurde es vermutlich wegen seiner Einfachheit und alltagsbezogenen Nachvollziehbarkeit immer wieder zitiert, ohne die damit verbundenen Einschränkungen zu berücksichtigen. Die angegebenen Prozentzahlen sind einfach nur Schätzungen, die sich ohne genaue Angaben über das Alter der Lernenden, den Typ der Lernaufgaben und natürlich über den Inhalt, der gelernt werden soll, überhaupt nicht prüfen lassen. Sie erscheinen aber auf den ersten Blick sehr eingängig und üben deshalb eine gewisse Faszination aus. Auch die alltägliche

Selbsteinschätzung – „Ich muss das in der Hand haben, um es zu verstehen“, also „tun“ – verführt zur Übernahme von Dales Pyramidenmodells.

Antworten der fundierten Forschung

Schaut man sich beide hier vorgestellten Lerntypmythen genauer an, dann würde schon ein erster Blick deutlich machen, dass vieles daran nicht stimmen kann. Denn wäre es wirklich richtig, dass man nur 10 Prozent von dem behält, was man liest, wäre eigentlich die gesamte schulische und akademische Bildung sinnlos, da sie fast ausschließlich textorientierte Lernangebote enthält. Umgekehrt lässt sich nicht alles „tun“, sondern man muss es sich ansehen oder lesen, wie etwa in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Philosophie kann man z. B. nicht „tun“. Empirische Forschung zu den vorgestellten Themen machen auch deutlich, wie schwierig es ist, Lernstile mit Lernergebnissen zusammenzubringen. Zu viele Faktoren spielen dabei eine Rolle, wie etwa die kognitive Entwicklung der Lernenden, denn um etwa von einer visuellen Präsentation, wie einer Grafik oder einem Diagramm, etwas zu lernen, muss sie verstanden und interpretiert werden. Aus vielfältiger Forschung weiß man auch, dass ein erfolgreicher Lernprozess u. a. vom Vorwissen zum Thema, dem Interesse und der Motivation abhängt.

Die beiden hier vorgestellten Lerntypmythen reihen sich in viele andere pädagogische Mythen ein, wie Kirschner und van Merriënboer (2013) sehr gut aufgezeigt haben. Auch aktuelle Publikationen orientieren sich jedoch immer wieder an den fragwürdigen Modellen, wenn es um das Lernen in modernen Kontexten geht.³ Es ist also zu empfehlen, sich bei der Frage, wie Lernangebote gestaltet werden sollten, viel stärker mit seriöser empirischer Forschung zu befassen,⁴ als auf vermeintlich vertraute Lernmythen zu setzen. ■

Anmerkungen

- 1 Die Kategorienbeschreibung sowie die Prozentzahlen variieren in den unterschiedlichen Publikationen. Das Grundmodell bleibt jedoch gleich.
- 2 Varianten dazu lassen sich schon in Publikation ab 1913 finden. Dale war aber der erste, der diese Annahmen näher beschrieb und in den Kontext von Lernen mit Medien betrachtet hat.
- 3 Z. B. hier: <https://www.vil.schule/wie-sieht-der-schulunterricht-der-zukunft-aus/>
- 4 Z. B. Michael Kerres: Didaktik. Lernangebote gestalten. Münster 2021. Waxmann/UTB.

Literatur

- Kirschner, P. A. (2017). Stop propagating the learning styles myth. *Computers & Education*, 106, 166–171.
- Kirschner, P. A. & van Merriënboer, J. J. (2013). Do learners really know best? Urban legends in education. *Educational Psychologist*, 48(3), 169–183.



Prof. Dr. **Stefan Aufenanger** ist Seniorforschungsprofessor im Bereich Medienpädagogik an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und Mitherausgeber von ON.
stefan.aufenanger@gmail.com